
Wilhelm Gräb

Urbanes Christentum

Urbanität: Modernes Leben ist urban geprägt

Urbanität ist ein Wort, das gegenwärtig in bunten Farben schillert. Urbanität begründet Architekturen und legitimiert Stadtentwicklungsplanungen. Urbanität fungiert als Kriterium im internationalen Städtewettbewerb. Urbanität beschreibt vor allem aktuelle Lebensweisen. Ihre Erwähnung entkräftet Zweifel, bricht Widerstände und setzt Visionen frei. Es scheint gegenwärtig jedenfalls so, als könnte Urbanität viel zu einer umfassenden Vision für Stadtentwicklung beitragen. Was aber ist genauer mit Urbanität gemeint?

Da empfiehlt es sich, eingangs kurz den Kontext zu beleuchten, in dem Urbanität das Nachdenken über Stadt zu prägen begonnen hat. Der Begriff hat erst 1960 einen vertieften Eingang in die städtebauliche Diskussion und in Überlegungen zur Stadtentwicklung gefunden – also mitten im Wiederaufbau, im hastigen Bauboom der 1950er Jahre. Damals waren europaweit ähnliche Veränderungen der Städte festzustellen: An den Stadträndern wuchsen Satellitenstädte aus dem Boden, während sich in den Stadtzentren Büro- und Kaufhäuser neben Kirchtürme und Rathäuser drängten. Es konkurrierten die architektonischen Symbole politischer und kirchlicher Macht, die bisher unangefochten die städtischen Silhouetten formten. Und sehr bald sollten die architektonischen Signaturen wirtschaftlicher Macht die der Politik und der Religion weit in den Schatten stellen.

Aber nicht nur in den luftigen Höhen der Stadtkronen zeichneten sich gewichtige Veränderungen ab, auch am Boden wurden städtische Zusammenhänge neu definiert. Das Wort von der „City“ begann die Runde zu machen und bezeichnete einen Transformationsprozess, in dem Stadtzentren zusehends zu tagsüber belebten, nachts aber menschenleeren Ansammlungen von Büro und Geschäftshäusern mutierten. Hinzu kam, dass die Städte durch die zunehmende Trennung von Wohnen, Arbeiten und Konsumieren auch immer mehr Verkehr produzierten. Vor allem der rasant wachsende Privatverkehr belastete den Alltag in den Städten sehr. Schnellstraßen und Stadtautobahnen wurden deshalb kreuz und quer über die bestehenden Städte gelegt. Doch weder den Bedürfnissen des Automobils noch denen der Stadt wurde damit genügt. Es verfestigte sich Ende der 50er Jahre die Einsicht, mit der Bau- und Planungstätigkeit in den Städten irgendwie gescheitert zu sein. Alexander Mitscherlichs Diktum von der „Unwirtlichkeit der Städte“ begann die Runde zu machen und erreichte viel publizistische Aufmerksamkeit.¹ Man stand unter dem Eindruck der Erfahrung, dass sich die Städte zunehmend zu Orten der wirtschaftlichen Produktion und des Konsums verwandeln, immer weniger jedoch Orte der Kommunikation sind, des menschlichen Kontakts, des ästhetischen Erlebens, des kulturellen Austauschs, der Begegnung mit Fremdem, der politischen Teilhabe, einer allen gleichermaßen zugänglichen Öffentlichkeit.

In dieser Situation, als die Rede von der „Unwirtlichkeit der Städte“ umging, wandte sich der Volkswirtschaftler und Soziologe Edgar Salin auf dem Deutschen Städtetag 1960 unter dem Titel „Urbanität“ an eine vorwiegend aus Architekten und Stadtentwicklungsplanern bestehende Zuhörerschaft.² Salin verstand unter dem Begriff der Urbanität und des Urbanen die Manifestation einer spezifisch städtischen Qualität der politischen Partizipation und der kulturellen Offenheit und Toleranz. Von den Planungs- und Städtebauarchitekten wurden Salins Anregungen denn auch energisch aufgegriffen. Man folgte aus ihnen eine Neuausrichtung städtebaulichen Denkens. „Urbanität durch Dichte“, so hieß nun das Lösungswort. Der Schematismus räumlich-funktionaler Trennung sollte überwunden werden. Arbeit und Freizeit, Produktion und Konsum sollten stärker wieder zusammenfinden.

Dabei wurde allerdings vielfach übersehen, dass der Begriff der Urbanität seine Leuchtkraft gerade daraus gewinnt, dass er zunächst nicht auf die Materialität der Städte, ihre Architekturen und baulichen Kompositionen zielt, sondern auf eine Lebensweise, ja ein Lebensideal. Urbanität meint

1 A. Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt/M. 292004.

2 E. Salin, Urbanität, in: Erneuerung unserer Städte, Neue Schriften des Deutschen Städtetages 6, Stuttgart/Köln 1960, 9–34.

eine moderne, städtische Lebensform, die durch Offenheit, Toleranz, Innovationsfähigkeit und Flexibilität ausgezeichnet und dem Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungs- und Mediengesellschaft gewachsen ist.³

Lebensweisen und Mentalitäten können durch Architektur und Stadtentwicklungsplanung nicht gezielt hervorgerufen und gefördert werden. Das hat man zwar gemeint, als man in den 80er und 90er Jahren durchkomponierte Erlebniswelten in multifunktionalen Einkaufs- und Freizeitkomplexen zu entwerfen begann. In solchen künstlichen, am Reißbrett entworfenen urbanen Welten wird urbaner Alltag jedoch bloß simuliert. Es werden zwar reiche Umsätze gemacht, man vermeidet aber alle Reibungen und Gegensätze, die Durchmischung von Altem und Neuem, Arbeit und Freizeit, Produktion und Konsum, Vertrautem und Fremdem. Solche Durchmischungen lassen jedoch die städtischen Räume erst produktiv werden.

Die neuere Diskussion um die Stadt als qualitativen Lebensraum, um die Urbanität als moderne Lebensform konzentriert sich deshalb gar nicht mehr so sehr auf Architektur und Städtebau. Man hat verstanden, dass sich eine Lebensweise nicht dem Planungswillen von Architektur- und Stadtentwicklungsbüros verdankt. Oft entsteht urbanes Leben gerade dort, wo es gar nicht geplant war. Die Menschen suchen sich selbst die Straßen und Plätze, die Regionen und Quartiere, an denen sie sich mit anderen treffen wollen. Ohne städtischen Planungswillen sortieren sich freilich auch die städtischen Parallelgesellschaften, bilden sich Kieze und Ghettos, die Türkenviertel und die noblen Suburbs. In dem allem liegen Herausforderungen für das Ideal des Urbanen, die Grenzen durchlässig zu halten, dem Fremden zu begegnen, Toleranz zu lernen, Innovationsfähigkeit und Flexibilität zu beweisen. Die Straßen und Plätze, an denen sich urbanes Leben entwickelt, sind manchmal zwar auch diejenigen, die die Stadtentwicklungsplaner dafür vorgesehen haben. In Berlin ist der Potsdamer Platz dafür ein Beispiel. Oft entstehen die Räume der Begegnung jedoch gerade dort, wo Altes und Neues sich mischt, Szenenknäulen in Abbruchhäusern und schicke Restaurants in renovierten Gebäuden aus den Gründerjahren Platz finden, wie es z. B. im Berliner Scheunenviertel, rund um die Oranienburger Straße der Fall ist.

Architektur und Stadtentwicklungsplanung versuchen dieser Kontingenz des Urbanen als moderner Lebensform seit geraumer Zeit durchaus auch Rechnung zu tragen. Man durchmischt Altes und Neues, restauriert behutsam, statt abzureißen und neu zu bauen, lässt auch Altes, Abbruchreifes stehen, um jungen, alternativen, finanzschwachen kulturellen Sze-

³ Vgl. A. Eisinger, Urbanität. Ein Element zeitgemässer Standortpolitik?, in: M. L. Hilber/A. Ergez (Hrsg.), Stadtidentität. Der richtige Weg zum Stadtmarketing, Zürich 2004, 93–103.

nen Möglichkeiten der Entfaltung zu geben. Man hat gemerkt, dass der Humus, auf dem Urbanität gedeiht, gerade im Heterogenen, Fragmentarischen, Gegensätzlichen liegt und nicht in den keimfreien Atmosphären hochglanzpolierter, gestylter Erlebniswelten.

Folgerichtig nähert sich die Diskussion um Stadtentwicklung auch nicht mehr der Stadt so, dass sie sie als Objekt der Architektur und des städtebaulichen Planungswillens betrachtet. Man versteht die Stadt vielmehr als den Kontext, mit welchem Architektur und Stadtentwicklung interagieren. Die Stadt und ihre gewachsenen Strukturen, Räume und Atmosphären sind so vorgegeben, dass auf sie die neue Konzepte zu beziehen sind, denen die urbanistische Diskussion neue Impulse verleihen kann.

Religion und Urbanität: Urbanes Leben ist ebenso säkular wie plural religiös

Noch bis in die frühe Neuzeit war die Kirche fest in die urbane Welt integriert. Die Kirchtürme beherrschten das Stadtbild. Die Kirche hatte Teil am Wachstum und an der Vermehrung der Städte, an der Blüte von Kultur und Gelehrsamkeit und – nicht zuletzt dank dem Latein als lingua franca – an der intensiven Kommunikation und Vernetzung, die ganz Europa in eine geistige und wirtschaftliche „Globalität“ integrierte. Mit der Reformation, der Aufklärung, der Industrialisierung vollzog sich dann jedoch schrittweise eine fortschreitende Desintegration der traditionellen Religionskultur. Die traditionellen Großkirchen verloren den selbstverständlichen Platz mitten im sozialen Gefüge. Die Kirchen leerten sich. Sie büßten ihre Rolle als soziale Ordnungsmächte zunehmend ein.

Die Stadt wurde zu dem Ort, an dem man die Freiheit von ständischen und religiösen Bindungen, den Zwängen der Sitte und des Brauchtums suchte. Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert setzte die Landflucht im großen Stil ein. In der Stadt suchte man vor allem auch Arbeit. Viele gerieten dabei ins Elend. Die traditionellen sozialen Gefüge von Familie und Sippe, die ja eben nicht nur Zwang bedeuteten, sondern in sozialen Notlagen Schutz gewährten, zerfielen. Zugleich boten sich natürlich aber auch Chancen neuen sozialen Aufstiegs. In der Stadt konnten die Menschen ihre sozialen Zugehörigkeiten, ihren Wohnort, ihre Lebenspartner, ihren Beruf zunehmend selbst wählen. Die Stadt ermöglichte Wahlfreiheit schließlich auch im Blick auf Meinungen, Weltanschauungen, Glaubenshaltungen, Religionszugehörigkeiten. In die Stadt konnte man eintauchen, man konnte anonym bleiben, Milieus und Szenen aussuchen und beweglich sein. Die urbane Optionenvielfalt lockerte auch die kirchlichen Bindungen.

Über kirchliche Bindungen und Zugehörigkeiten entscheiden schließlich auch heute die engere kulturelle Umwelt, die Milieus, in denen man sich bewegt, der Freundes- und Bekanntenkreis, persönliche Begegnungen mit Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern. Die sichtbare Präsenz der Kirche, einmal im Nahbereich der vertrauten Alltagswelt, zum anderen ihre Präsenz in den Medien, wird für den Kontakt zur Kirche zunehmend wichtig.

Die Sichtbarkeit der Religion ist von maßgeblichem Einfluss auf das Verhalten der Menschen. Wo die Sichtbarkeit der Religion abnimmt, die Glocken nicht mehr läuten, die Menschen Sonntagsmorgen auf dem Gang zur Kirche nicht mehr die Straßen beleben, wird das religiöse Verhalten der Menschen anonym. Die Religion verflüchtigt sich ins Private. Ebenso nimmt eine von Religion freie Lebensführung zu. Selbst die Kasualien, die Gottesdienste an den Lebensstationen sind davon abhängig, dass die Menschen die Kirchtürme nicht aus dem Blick verloren haben, dass die Kirche in ihrer Alltags- und Lebenswelt präsent geblieben ist.

In der urbanen Welt droht sogar die kirchliche Kasualpraxis ihre Stabilität zu verlieren. Die moderne Patchwork-Religiosität, die sich auf dem Markt religiöser Sinnangebote bedient, stellt ebenso wie das verbreitete säkulare Bewusstsein eine besondere kirchliche Herausforderung dar. Gerade in den Städten hat die verhaltensnormierende Kraft von Traditionen, von Brauchtum und Sitte besonders stark abgenommen. Gerade in den Städten hat sich die Anonymität auch im Religiösen enorm durchgesetzt. So konnte sich in den Städten die moderne Patchwork-Religiosität, aber auch das säkulare Verhalten einer religionsfreien Lebensführung am besten entfalten.

Dieser Trend wird sich im Blick auf die demographische Entwicklung nicht abschwächen. Auch die Alten der Zukunft werden diejenigen sein, die in die urbane Lebensweise gewissermaßen von Kindheit an eingeübt sind, somit auch den religiösen Individualismus und Pluralismus praktizieren.

Der religionskulturelle Wandel betrifft gerade die in Zukunft Alten. Die Gleichung „alt gleich fromm“ wird in naher Zukunft nur ganz selten noch gelten. Die Alten der Zukunft sind schließlich in der DDR groß geworden oder unter den von zunehmender Kirchendistanz, Traditionsabbruch, Pluralisierung und Individualisierung geprägten westdeutschen Sozialisationsbedingungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die religiösen Lebenssinnfragen werden darum nicht ausfallen. Die Auseinandersetzung mit der Endlichkeit des Lebens und dem Endgültigwerden der Lebensgeschichte ist ja nicht an bestimmte Ausdrucksformen gebunden. Sie stellt sich dem bewussten Leben mit oder ohne Kirchenbindung. Sie wird sich aber in Zukunft wesentlich weniger auf Erfahrungen mit der kirchlichen Religionskultur und ihren Symbolen beziehen. Vielleicht kommt es zu ei-

nem späten Interesse an Kirche, Theologie und Christentum. Auszugehen ist aber davon, dass die Alten der Zukunft ihre religiösen Sinnfragen im Kontext individueller und pluralistischer Patchwork-Religiosität reflektieren werden. Sie begeben sich dann möglicherweise auch in Krisen- und Trauererfahrungen eher in psychotherapeutische Gruppen und von den Bestattungsinstituten eingerichtete Begegnungsstätten als in kirchliche Räume. Die nur noch partiell kirchlich geprägte, urbane Individuenreligion ist die Religionsform der Gegenwart und darum auch der Zukunft. Auch die kirchliche Altenseelsorge der Zukunft braucht deshalb einen religions-theoretischen Hintergrund, der zur Wahrnehmung des Religiösen auch jenseits traditioneller Prägungen anleitet, der zur Kommunikation mit der Vielfalt individueller Religiosität befähigt.

Auch in der modernen Urbanität kommt es zur Bildung neuer religiöser Sozialformen. Fortschreitende Individualisierung und Pluralisierung behalten nicht unbedingt das letzte Wort. Die neuen Alten, die die Lebensform der Wohngemeinschaft aus ihrer Jugend kennen, bauen möglicherweise diese sich selbst organisierende, kommunikative Lebensform altersgemäß neu wieder auf. Der Globalisierung korrespondiert die Regionalisierung, der Anonymität des urbanen Lebensraums die Bildung von Selbsthilfeeinitiativen und sozialen Netzwerken.

Urbane Religion: Modernes Christentum in der säkularen und religiös pluralen Stadt

Traditionelle Kirchlichkeit hat es schwer im urbanen Raum. Traditionelle Kirchlichkeit ist ländlich geprägt. Die parochiale Struktur hat Affinität zu den Strukturen des ländlichen Raums. Bis heute ist die Kirche, die man doch gefälligst im Dorf lassen möge, ein geflügeltes Wort. Kirchliches Brauchtum und kirchliche Sitte sind im ländlichen Raum verankert. Die kirchliche Arbeit in den Gemeinden baut auf den nahen Wegen auf, auf persönlicher Bekanntschaft. Sie setzt die Kontinuitäten im Lebenslauf voraus, das Verwurzelte, familiäre Herkünfte und Traditionen, ein Stück weit immer noch die ständischen Verhältnisse.

Die urbane Kultur bringt in diese Verhältnisse gravierende Veränderungen. Zunächst, so haben wir gesehen, scheint der Zusammenhang von Urbanität und Entkirchlichung evident. Die Anonymität der Stadt lockert die kirchlichen Bindungen. Der Rhythmus des Lebens wird ein anderer. Mobilität, Mediennutzung und Konsum werden zu bestimmenden Faktoren. Kirchenaustritte sind in den Städten wesentlich häufiger als auf dem Land. Und je deutlicher in ländlichen Lebensräumen die Elemente urbanen Lebens Einzug halten, wie Mobilität, Mediennutzung und Konsumorientie-

rung, desto schwächer sind die traditionellen kirchlichen Bindungen. In den Kerngebieten größerer Städte ist die Entfremdung von den traditionellen Großkirchen am größten.

Das ist jedoch nur die eine Seite der Urbanität. Neben den traditionellen Großkirchen gibt es seit dem 19. Jahrhundert eine wachsende Zahl von religiösen Akteuren, die sich auf die urbanen Verhältnisse einstellen und das religiöse Angebot in Abstimmung auf die urbanen Verhältnisse organisieren. Die sich im Zuge der Industrialisierung und Urbanisierung neu entwickelnden Akteure und Gruppierungen machen sich die urbane Mobilität, die Mediennutzung, die Kommunikationsmöglichkeiten, auch die Konsum- und Eventorientierung zu Nutze. Freikirchen und charismatische Bewegungen setzen gezielt Werbung ein, arbeiten mit einem erheblichen Medieneinsatz und verstehen sich sehr oft auch darauf, ihre Gottesdienste als religiöse Events zu organisieren.

In Amerika und inzwischen weltweit ist diese Entwicklung bekanntlich sehr viel weiter vorangeschritten. In vielen Ländern Nord- und Südamerikas, Afrikas und Asiens ist inzwischen in den urbanen Regionen ein ungeheuer bunter religiöser Markt entstanden. Eine oft geradezu unüberschaubare Vielzahl religiöser Gruppierungen wirbt um Mitglieder. Sie alle setzen dabei, wenn auch mit unterschiedlichem Erfolg, die modernen Medien ein und adaptieren sich an die urbanen Verhältnisse der Mobilität, der Konkurrenz und des Konsums. Sie greifen mit ihrer Verkündigung und ihren Liturgien sehr stark ins emotionale Erleben. Sie setzen vor allem der urbanen Anonymität das Gegengewicht starker Gemeinschaftsbindungen entgegen. Gottesdienste werden wie Showveranstaltungen inszeniert, zugleich wird der Mangel an sozialen Kontakten durch die Organisation von kleinen Hauskreisen kompensiert.

Urbanität, das kann auch im Blick auf kirchliche Aktivitäten heißen, dass man Rechnung zu tragen versucht, den flexiblen Biographien, den flüchtige Szenen und Lifestylegruppen, der Erlebnisorientierung. Viele seit dem 19. Jahrhundert neu entstandene religiöse Akteure agieren in diesen urbanen Verhältnissen offensiv mit. In Westeuropa, in dem am längsten staats- und volkscirchliche Verhältnisse herrschten, ist diese Liberalisierung des religiösen Marktes zwar am wenigsten weit fortgeschritten. Dennoch lässt sich ein zunehmender Erfolg der Freikirchen und charismatischen Gruppen auch hierzulande durchaus beobachten. Es stellen sich aber auch die traditionellen Großkirchen immer stärker auf eine sich in unseren Städten entwickelnde religiöse Marktsituation ein. Es setzt sich in unseren volkscirchlichen Gemeinden eine gewisse Angebotsorientierung durch. Es wird auf Zielgruppen reflektiert. Es wird die Vernetzung der Angebote im urbanen Raum organisiert. Es wird von den modernen Kommunikationsmedien Gebrauch gemacht. Es werden große Events organisiert, die Kirchentage, die Weltjugendtage. Es wird experimentiert. Neue For-

men spiritueller Erfahrung werden ausprobiert. Dabei schreckt man auch vor der Aufnahme religiöser Symbole und Rituale aus anderen Religionskontexten nicht zurück. Christliche Adaptionen zen-buddhistischer Meditationspraxis etwa machen neue Formen einer im urbanen Raum attraktiven religiösen Hybridkultur möglich.

Es ist somit nicht richtig, die urbane Kultur schlicht als Säkularisierungsphänomen, als Prozess einer geradezu zwangsläufig fortschreitenden Entkirchlichung, zu betrachten. Richten wir den Blick über Europa hinaus und dann genauer auch wieder auf unsere eigene Situation, dann können wir vielmehr beobachten, wie sich längst ein auf die urbane Situation in unseren großen Städten effektiv ausgerichtet religiöser Markt entwickelt hat und an Dynamik weiter zunimmt. Was für urbane Verhältnisse gilt, dass sie durch Mobilität, Entwicklungsdynamik, Mediennutzung, Konsum- und Erlebnisorientierung gekennzeichnet sind, gilt ebenso für vielfältige Angebote auf dem kirchlichen Markt der religiösen Möglichkeiten. Und ein Blick über Europa hinaus, nach Amerika, Afrika und Ostasien zeigt zudem, dass auf dem religiösen Markt auch in der Konkurrenz mit den anderen Weltreligionen das Christentum keineswegs schlecht abschneiden muss. Besonders die Charismatiker sind erfolgreich, vermutlich deshalb, weil sie emotionale Erlebnisdichte mit intensiven Gemeinschaftserfahrungen und hohen moralischen Verbindlichkeitsansprüchen zu integrieren vermögen. So setzen sie der Unverbindlichkeit und sozialen Kälte der modernen Stadt eine attraktive Erlebniswelt entgegen, in der sich zugleich das Gefühl des Aufgehoben- und Getragenseins einstellen kann.

Das größte Kapital der traditionellen Großkirchen sind demgegenüber, besonders natürlich im alten Europa, zweifellos die großen alten Kirchen. Sie sind kulturelle Monumente und zugleich oft die unbestrittenen Wahr- und Markenzeichen der Städte. Sie werden von Touristen besucht, für Konzerte und Kunstausstellungen benutzt und liefern Motive für Ansichtskarten. Prominente Predigerinnen und Prediger vermögen den Gottesdiensten in Citykirchen ein Publikum zu verschaffen, das aus der ganzen Region anreist. Das Konzept der Citykirchen, das die alten Innenstadtkirchen zu Orten der Begegnung von Religion und Kultur ausbaut, wird inzwischen in vielen Städten erfolgreich entwickelt und praktiziert. Dabei kommt ein urbanes Christentum zur Verwirklichung, das die wichtigen Fragen der Zeit, die Themen der Politik und der Kultur mit den Orientierungspotentialen der christlichen Tradition zu vermitteln versteht.

In den letzten Jahren hat sich verstärkt ebenso gezeigt, dass bei großen öffentlichen Erschütterungen durch Katastrophen und Trauerfälle die zentralen Kirchen eine besondere öffentliche und wichtige Rolle für das gesamte Gemeinwesen übernehmen. Der Berliner Dom, nebenbei bemerkt, spielt diese Rolle inzwischen für die ganze Republik, wenn Ereignisse wie die Tsunami-Katastrophe eintreten, die mit dem Ungeheuren und Unfass-

lichen konfrontieren. Dann wird im Berliner Dom ein ökumenischer Gottesdienst gefeiert, der von den beiden höchsten Repräsentanten der beiden großen Kirchen zelebriert wird. Aber auch sonst zeigt sich in den letzten Jahren verstärkt, dass die zentralen Kirchen in solchen Ausnahmesituationen als Orte der Besinnung und der Bewältigung des Ungeheuren, auch eines symbolischen Zusammenrückens, von weiten Kreisen in Anspruch genommen werden.

Solche Erfahrungen haben überhaupt das Nachdenken über die Rolle der Kirchen in den Innenstädten angeregt. Kirchliche Akademien und Bildungszentren werden nicht mehr wie bisher irgendwo im Grünen, sondern in der City eingerichtet. Dieser Trend wird sich fortsetzen.

Die großen alten Innenstadtkirchen werden mancherorts zu sog. offenen Kirchen umgebaut, in die dann auch Büros, Gruppenräume und Kaffeehäuser Einzug halten, ohne dass der sakrale Raum dadurch zerstört würde. Die Heilig-Kreuz-Kirche in Berlin-Kreuzberg ist dafür ein prominentes Beispiel. Solche offenen, multifunktionalen Kirchen, die mit den Multifunktionsgemeindehäusern der 60er und 70er Jahre nicht mehr viel gemein haben, ermöglichen die Feier schöner und auch ungewöhnlicher Gottesdienste, können sich zu Orten der Begegnung zwischen den Religionen entwickeln, bieten sich für Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen an, können Seelsorge- und Beratungseinrichtungen integrieren und beheimaten Gruppen, die sonst keinen Fuß in eine Kirche setzen würden.

Kirche in der säkularen und religiös pluralen Stadt: Öffentliche Präsenz ausbauen

Das Christentum hat gute Chancen, sich als urbane Religion in der modernen, urbanen Kultur zu behaupten. Längst ist erkannt, dass es den Merkmalen der Urbanität, also der Mobilität, der Mediennutzung, der Konsum- und Erlebnisorientierung Rechnung zu tragen gilt. Längst gibt es viele positive Beispiele für einen entsprechenden Umbau- und Ausbau der Innenstadtkirchen. Dann eignen sie sich für kulturell erfolgreiche Citykirchenprogramme, für ein reiches Angebot an spirituellen Erfahrungsmöglichkeiten.

Die Kirchen sind präsent in der urbanen Kultur der Stadt. Sie sind sichtbar präsent natürlich vor allem durch ihre Gebäude, die – wie gesagt – nicht selten zu den Wahrzeichen der Stadt gehören. Sie sind Orte des inneren Zusammenhalts des Gemeinwesens und werden in Zeiten der Krise und des Einbruchs des Ungeheuren als solche Orte der Vergewisserung im Grundvertrauen aufgesucht.

Es gilt aber eben auch, dass die Kirchen stärker präsent sind in der urbanen Kultur als davon sichtbar und öffentlich wird. Zur urbanen Kultur

gehört jedoch dies entscheidend hinzu, dass sie Öffentlichkeit verlangt und herstellt, möglichst im Sichtbaren agiert und sich dabei eben immer auch der fortschrittlichsten Medientechnologien bedient. Wie alle gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Akteure, stehen auch die religiösen Akteure, somit auch die Kirchen, vor der permanenten Herausforderung, Öffentlichkeit herstellen, für ihre Angebote werben, die Orte, an denen ihre Angebote stattfinden, vernetzen zu müssen.

Wie dieser Aufbau öffentlicher Präsenz zu geschehen hat, ist nicht allein Sache von Medienspezialisten und Öffentlichkeitsbeauftragten. Das ist leider ein Missverständnis, das öfters passiert. Es geht vielmehr um einen permanenten Prozess und die Mitbeteiligung aller, die für die Präsenz der Kirche in der urbanen Kultur Verantwortung tragen. Von allen ist zunächst die Reflexion des Stellenwerts der Öffentlichkeit innerhalb der kirchlichen Tätigkeit im urbanen Raum zu erwarten. Was nicht öffentlich präsent ist, kommt in der Wirklichkeitswahrnehmung im Grunde gar nicht vor. Und öffentliche Präsenz wiederum stellt sich heute insbesondere über die Medienkommunikation, nicht zuletzt das Internet her. Dabei ist wichtig, darauf zu achten, dass öffentliche Kommunikation keine Einbahnstraße darstellt. Eine Kirche, die öffentlich kommuniziert, versteht sich unter modernen urbanen Gesellschaftsverhältnissen nicht allein als Sendestation, sondern ebenso als Empfangsstation. Es geht nicht darum, die Öffentlichkeit zu belehren, Verlautbarungen ergehen zu lassen, sondern in wechselseitiger Kommunikation mit und in der Öffentlichkeit sich zu bewegen. Es gilt genauso darauf zu hören und zu beachten, was die öffentlichen Themen in Politik, Kultur und Gesellschaft sind, was die Menschen bewegt und beschäftigt, was die Sorgen, Ängste und Befürchtungen sind, wie dann auch profiliert zu reden, Stellung zu beziehen, die kirchliche Position in der Öffentlichkeit klar zu dokumentieren.

Öffentliche Kommunikation ist ein komplexes, wechselseitiges Geschehen. Das gilt es auch in der Kirche zu beachten. Zugleich ist das kirchliche Profil wichtig. Es will erkennbar werden, wofür die Kirche steht und was sie als christliche Kirche zu den Fragen der Zeit, in den Grundfragen der Moral und vor allem natürlich in den Fragen der Religion, insbesondere angesichts der Einbrüche des Ungeheuren und Absurden, tatsächlich zu sagen hat. Zu einem klaren öffentlichen Reden findet die Kirche in der Öffentlichkeit aber wiederum nur, wenn sie auch in sich selber durchgängig kommuniziert. Kommunikative Vernetzung ist eines der Grundmerkmale von Urbanität. Diese kommunikative Vernetzung muss auch die Kirche realisieren, wenn sie das Christentum in der urbanen Kultur öffentlich repräsentieren will.

Ohne verbindliche Zielvereinbarungen, ohne Corporate Identity, ohne koordinierte Konzepte und ohne professionelle Umsetzung werden die Anstrengungen zur Verbesserung der öffentlichen Präsenz von Kirche im

urbanen Raum nicht den gewünschten Erfolg haben. Das Renommee, die Inhalte, die Räume sind nicht das Problem, auch das Geld ist nicht das Problem. Die Kirchen haben viel Goodwill, hervorragende Themen und ausreichende Mittel, um in der Urbanität öffentliche Präsenz zu behalten und auszubauen. Woran es lediglich hier und da fehlt, ist die effizientere Koordination der Kräfte, das professionelle Management kirchlicher Arbeit in der ebenso säkularen wie religiös pluralen modernen Kultur.